

Er ist der beste Freund meines großen Bruders – und wohnt im Zimmer nebenan. Doch das darf niemand wissen ...

The Roommate Arrangement

K. L. Scott

Er ist der beste Freund meines großen
Bruders – und wohnt im Zimmer nebenan.
Doch das darf niemand wissen ...



Samantha Markum
The Roommate Arrangement

SAMANTHA MARKUM

The
Roommate
Arrangement

Roman

Aus dem Englischen
von Babette Schröder

Ullstein Jugendbuch

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Die englische Originalausgabe erschien 2026
unter dem Titel »The Roommate Arrangement« bei Margaret K.
McElderry Books.

www.ullstein.de

ISBN 978-3-69086-026-0

1. Auflage Oktober 2026
© der deutschsprachigen Ausgabe
2026 by Ullstein Buchverlage GmbH,
Friedrichstraße 126, 10117 Berlin
© 2026 by Samantha Markum

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de.

Umschlaggestaltung: Favoritbuero, München

Gesetzt aus der Scala powered by *pepyrus*

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

*Dieses Buch ist für alle, die es während des Schreibens mit mir aus-
halten mussten.*

Und den Buzz Cut von Rafe Cameron.

Eins

Ich werde nie den Moment vergessen, in dem meine Hand zum ersten Mal eine steife, miefende Sportsocke berührt hat. Mittlerweile ist es mir so oft passiert, dass ich es wirklich besser wissen sollte. Deswegen bin ich selbst schuld, als ich, ohne nachzudenken, in die Rückentasche des Beifahrersitzes greife. Doch weil die Fußballsaison schon seit einem Monat vorbei ist, dachte ich, ich wäre auf der sicheren Seite.

»Iih, wie eklig.« Ich ziehe meine Hand zurück und zwei verkrustete, stinkende Fußballstutzen klemmen zwischen meinen Fingern. »Ey, Starr, seit wann sind die da drin?« Ich schleudere die Socken nach hinten auf den Boden.

Seufzend wirft Starr die blonden Locken über die Schulter. »Ist doch egal. Das ist mein Auto.«

»Das ist objektiv betrachtet ekelhaft.«

In der Hoffnung, dass sie mir zur Seite springt, blicke ich rüber zu Leni, aber sie wendet den Kopf zum Fenster und ist seltsam still. Ihr langes, dunkles Haar fällt ihr ins sommerprossige Gesicht, sodass ich ihre Miene nicht erkennen kann.

Wieder stecke ich die Hand in die Tasche und hole die Großpackung Taschentücher hervor, die ich bei meiner letzten Fahrt in Starrs Auto dort verstaute habe. Im Sommer erreichen meine Allergien den Höhepunkt. Nach zwei Stunden Party auf einer alten, zugewucherten Wiese läuft mir die Nase, meine Arme und Beine jucken, und meine Haut ist von roten Kratz-

spuren übersät. Ich brauche dringend eine heiße Dusche und ein Kühlpad, deswegen bin ich tatsächlich fast froh, als wir die Straßen meines langweiligen Wohnviertels erreichen. Nur noch eine Woche, dann muss ich diese sterile Vorstadtidylle ein paar Monate lang nicht mehr sehen, aber heute Abend bin ich erleichtert, nach Hause zu kommen.

»Apropos ›igitt«, Sawyer sollte eigentlich erst in zwei Tagen zurückkommen«, sage ich, als Starr hinter dem schrottreifen silbernen Honda meines älteren Bruders in der Einfahrt hält. Der Kofferraum wird von einem Spanngummi zusammengehalten, ein Seitenspiegel hängt nur noch an den letzten Fetzen eines sich auflösenden Stücks Klebeband, und die Motorhaube hat eine andere Farbe als der Rest des Autos. Unsere Eltern hassen die Kiste, aber Sawyer hat sich geweigert, sich von ihnen einen Wagen kaufen zu lassen, der ihren Vorstellungen entspricht. Vor zwei Jahren hat er sich dann von seinem eigenen Geld diese Todesfalle auf vier Rädern gekauft. Ein paar unserer Spießernachbarn haben sich schon mehrfach darüber beschwert, dass wir die Rostlaube in der Einfahrt parken, wo sie jeder sehen kann.

Ich erwarte, dass Starr mitfühlend mit den Augen rollt, aber sie rührt sich nicht, ebenso wenig Leni. Spätestens da ist mir klar, dass etwas nicht stimmt. Beide waren heute Abend ungewöhnlich still, obwohl bei der Party ungefähr die Hälfte unseres Abschlussjahrgangs dabei war. Normalerweise würde Starr versprechen zu fahren, sich dann betrinken, und am Ende würde ich sie in ihrem Auto nach Hause bringen. Aber sie und auch Leni haben den ganzen Abend keinen einzigen Schluck Bier getrunken. Wie drei Undercover-Cops standen wir nüchtern und etwas cringe auf diesem Feld herum, bis Starr schließlich Leni am Arm packte und verkündete, wir würden gehen.

»Danke fürs Fahren«, sage ich zu Starr, als keine etwas erwidert, und rutsche zur Tür. Starr schaut Leni an, die weiter stur aus dem Fenster schaut.

Schließlich dreht sich Starr mit einem kleinen, frustrierten Seufzen zu mir um. »Blair«, mit der Hand an der Tür halte ich inne, »ich muss dir was sagen.«

»O ... kay? Geht es um die Party? Ich hab nur nichts getrunken, weil ich dachte, du würdest –«

»Es geht nicht um die Party. Es geht um das Haus.«

Verwirrt lasse ich die angespannten Schultern sinken. »Was meinst du?«

»Leni und ich haben uns unterhalten und ...« Sie wirft Leni einen Blick zu und spannt die Kiefermuskeln an. »Wir sind uns nicht sicher, ob wir drei zusammenziehen sollten.«

Ich drehe mich um und starre Leni an. In der Spiegelung der Scheibe sehe ich ihren Schmollmund, die tränenfeuchten Augen. Sie schnieft. Leni hat nah am Wasser gebaut – bei Autowerbung, Hundevideos, Castingshows oder wenn andere Menschen wegen irgendetwas weinen, bricht sie sofort in Tränen aus. Anders als Starr und ich ist sie weich. Starr ist spitze Kanten und Skepsis. Ich eher runde Ecken und Logik.

Deshalb verstehe ich diese Situation gerade nicht. Wir ziehen in *einer Woche* um. Lenis Eltern haben ein Haus in Uninähe gekauft – als Kapitalanlage –, das sie uns fürs Studium günstig vermieten. Es liegt zwei Blocks vom Campus entfernt, und als wir es uns vor drei Monaten angeschaut haben, waren wir total begeistert von der Hollywoodschaukel, den Blumenkästen und dem Wintergarten. Leni wollte darin schreiben, Starr ihr Nickerchen machen und ich in meiner Freizeit an meinen Miniaturen arbeiten.

Was soll sich seitdem daran geändert haben?

»Was ...?« Ich breche verwirrt ab. »Wovon redest du?«

Leni schnieft erneut, und Starrs Gesichtsausdruck wird eine Spur weicher. Starr hat immer auf Leni aufgepasst – auf uns beide. Kaum hatten wir uns auf der Middle School kennengelernt, ist sie in die Rolle der Beschützerin geschlüpft. Leni wurde heftig gemobbt, weil sie so eine Heulsuse war, ich wurde blöd angemacht, weil ich dick, und Starr, weil sie arm war. Doch sich mit Starr anzulegen, war noch nie eine gute Idee. Sie schlug hart, schnell und unerbittlich zurück.

Und mit dieser typischen Starr-Entschlossenheit wendet sie sich jetzt wieder an mich und räuspert sich. »Wir wollen nicht, dass unsere Freundschaft daran kaputtgeht. Manche Menschen ... sollten einfach nicht zusammenwohnen.«

»Aber ... aber wir haben doch noch gar nicht zusammenge-
wohnt. Was –?«

»Wir wollen nicht zusammenziehen und dadurch riskieren, dass es zwischen uns alles ruiniert, nur weil wir dann die ganze Zeit aufeinanderhocken müssen.«

»Also zieht Leni in das Haus, und wir ...?« Ich sehe von Starr zu Leni und wieder zurück. »Wo wirst du wohnen?«

Starr verzieht das Gesicht. »Na, im Haus ... Ich glaube, das kam jetzt falsch rüber. Leni und ich finden, es wäre besser, wenn du nicht mit uns in das Haus ziehst.«

Ich starre sie an und mein Puls legt an Tempo zu, als das, was sie da eben gesagt hat, nicht einfach langsam zu mir durchdringt, sondern mich mit der Wucht eines Baseballschlägers mitten ins Gesicht trifft. Ich werde in eine andere Dimension des Multiversums katapultiert, mir klingeln die Ohren. Meine besten Freundinnen erklären mir, dass ich nicht länger Teil der Traum-WG sein werde, in der wir alle zusammen vier tolle College-Jahre verbringen wollten.

Sie wollen mich nicht.

»Hör mal, wir haben dich lieb. Du bist unsere beste Freundin. Und wir wissen ja, dass du ... irgendwie ein Ordnungsfreak bist. Aber wir haben Angst, dass wir uns gegenseitig an die Gurgel gehen, wenn wir zusammenwohnen. Wir wollen nicht, dass du uns ständig Vorschriften machst.«

»Ich mache euch doch keine Vorschriften –«

Starr unterbricht mich mit einem vielsagenden Blick nach hinten, und ihre grünen Augen landen auf den weggeworfenen Socken.

»Das war nicht ... Komm schon, Starr, das ist eklig! Die Saison ist seit über einem Monat vorbei!«

»Genau das meine ich«, entgegnet sie. »Mir sind schmutzige Socken egal. Leni auch. Und wenn wir zusammenziehen, bist du irgendwann genervt, weil wir unordentlich sind, und wir sind genervt, weil du von uns erwartest, alles picobello sauber zu halten –«

»Ich wäre nicht genervt!«

Starr redet einfach weiter, als hätte sie mich nicht gehört. »... und am Ende werden wir uns hassen. Das wollen wir doch nicht, oder?« Wieder sieht sie Hilfe suchend zu Leni, die aber immer noch stumm vor sich hin weint.

»Wir wollten dir Zeit geben, eine neue Bleibe zu finden«, sagt Starr, als Leni nicht antwortet. »Du findest sicher einen Platz im Studierendenwohnheim oder ein WG-Zimmer in der Nähe vom Campus ...«

Ich würde lachen, wenn ich nicht gerade keine Luft mehr bekäme. Meine Eltern werden mir niemals erlauben, in eine WG zu ziehen. Sieben Monate lang habe ich gebettelt, bis ich mit Starr und Leni zusammenziehen durfte, und das auch nur,

weil das Haus Lenis Eltern gehört und die Miete supergünstig ist.

Bleibt noch ein Zimmer im Wohnheim. Das aber locker dreimal so viel kosten dürfte wie das bei Leni. Das könnten wir uns zwar leisten, doch im Gegenzug werden meine Eltern darauf bestehen, dass ich auf etwas anderes verzichte. Und zwar genau auf das, worauf ich mich mehr freue als auf alles andere – den Bildhauerkurs bei Stone & Spiral, in Deonne Trans Atelier nicht weit vom Campus.

Lähmende Angst breitet sich in mir aus.

»Okay«, sage ich schließlich und richte den Blick auf Leni. Sie soll mich endlich ansehen, doch selbst jetzt weigert sie sich, sich umzudrehen. »Wenn ihr meint.«

»Wir finden, das ist die beste Lösung.« Starrs Lächeln wirkt gezwungen und übertrieben fröhlich, als könnte sie damit irgendetwas wettmachen. »Ist ja nicht so, dass wir uns nie mehr sehen würden! Wir werden ständig zusammen rumhängen.«

Wegen des dicken Kloßes im Hals kriege ich keine Antwort zustande. Als ich aus dem Auto steige und die Auffahrt hinaufgehe, versucht keine von ihnen, mich aufzuhalten.

...

An der Haustür werde ich schwanzwedelnd von Goose begrüßt, seine Krallen klackern über die Dielen. Er schnüffelt an meinen Schuhen, dann an meinen Shorts und erkundet all die interessanten Gerüche der Außenwelt – von der Tankstelle, der Partywiese und Starrs Auto, das ziemlich sicher noch nie geputzt wurde und eine wilde Mixtur aller Ausdünstungen bietet, die sich jemals darin festgesetzt haben.

Während ich Goose streichele, schießt mir ein Gedanke

durch den Kopf. *Finden meine Freundinnen mich deshalb so un-
ausstehlich? Weil ich es nicht ertrage, wenn es in meinem Auto
nach alten Hotdogs, verschwitzten Fußballtrikots und gammelndem
Eiskaffee stinkt? Weil ich die letzten vier Jahre hinter ihnen herge-
räumt habe?*

Ich setze mich auf den Boden im Flur, ziehe Goose auf mei-
nen Schoß und drücke mein Gesicht in das hellbraune Fell an
seinem Hals. Tränen brennen hinter meinen Augenlidern.

Während ich so vor mich hin schniefe, löst der Bewegungs-
melder die Klingel aus und kündigt an, dass sich jemand der
Haustür nähert. Mein Herz setzt einen Takt aus, als ich mich
umdrehe, um durch eins der Seitenfenster zu spähen. Viel-
leicht sind es Leni und Starr, die zurückgekommen sind, um
mir zu sagen, dass das alles nur ein großes Missverständnis
war. Offensichtlich meinten sie nur ...

Genervt lasse ich mich zurück auf den Boden sinken und
reiße mit einer Hand die Tür auf. Goose will sich aus meinem
Griff befreien und hechelt vor Aufregung, als unser Gast sich
zu erkennen gibt. Es sind nicht meine Freundinnen, die sich
entschuldigen und mich zurückhaben wollen, sondern die
hoch aufragende Gestalt des Typen, der leider seit einem Jahr-
zehnt regelmäßig bei uns auf der Matte steht. Ein ganzes wun-
derschönes Jahr lang hatte ich meine Ruhe vor ihm, nachdem
er und mein Bruder sich für unterschiedliche Colleges in weit
voneinander entfernten Städten entschieden haben.

Sollte mich eigentlich nicht überraschen, dass er hier auf-
kreuzt, nachdem mein Bruder doch heute nach Hause gekom-
men ist.

»Hältst du ihn als Geisel?« Jamie Atwater steht auf unserer
Veranda und schaut auf mich herab. »Hey, Kumpel«, sagt er

dann mit sanfter Stimme, die er ausschließlich Tieren vorbehält, und geht vor Goose in die Hocke.

Der Hund windet sich aus meiner Umklammerung, um Jamie eine Pfote aufs Knie zu legen und sich glücklich schnaubend an seinem Shirt zu reiben.

Ich bin diejenige, die hier getröstet werden muss, aber klar. Schon in Ordnung.

»Goose!«, ruft mein Bruder, als er in den Flur kommt. »Gooseter! Der Mann bekommt ja kaum noch Luft.«

Meine Laune wird nicht gerade besser, als ich zusehe, wie Goose sich umdreht und zu meinem Bruder rennt. Sawyer bückt sich, fängt Goose auf und hebt ihn wie ein sechzig Pfund schweres Riesenbaby auf seine Arme.

Jamie tritt ein und schließt die Tür hinter sich. Schnell springe ich auf die Beine und richte mich zu meiner vollen Größe von eins achtundsiebzig auf, damit wir uns zumindest einigermaßen auf Augenhöhe begegnen. Dabei checke ich ab, was sich in dem Jahr an der Central Florida State University alles an ihm verändert hat – die CFSU ist in Orlando und die Uni, an der ich ab der nächsten Woche ebenfalls studieren werde, Unterkunft hin oder her.

Das Haar, das er früher etwas länger getragen hat, ist jetzt kurz geschoren, und er sieht dünner aus, aber irgendwie auch muskulöser, als ob alles, was an seinem Körper mal weich gewesen ist, hart geworden wäre. Sein Kiefer und die Wangenknochen, die früher auch schon ziemlich markant waren, wirken jetzt wie gemeißelt.

Der Rest von ihm scheint sich nicht groß verändert zu haben – die haselnussbraunen Augen und die volle Unterlippe, die ihn schon immer etwas übermütig wirken ließ. Schon als wir noch jünger waren, schien Jamie jeden Raum, den er be-

tritt, erst einmal gründlich abzuchecken. »Hallo, Blair«, sagt er in herablassendem Tonfall.

»Hallo, Jamie.« Ich bemühe mich, ebenso arrogant zu klingen, wenn nicht sogar noch eine Spur überheblicher.

Sawyer, der näher gekommen ist, mustert mich. »Ew, weinst du etwa?«

Meine Arroganz ist sofort wie weggeblasen. »Nein! Das sind meine Allergien!« Vor meinem Bruder darf ich keine Schwäche zeigen. Er ist ein Aasfresser – wenn er merkt, dass ich traurig bin, stürzt er sich darauf wie ein Geier auf ein überfahrenes Eichhörnchen. »Vielleicht liegt es daran, dass du wieder da bist. Wahrscheinlich hab ich dein Deo schon von der Tankstelle aus gerochen.«

Sawyer setzt Goose ab und schnüffelt übertrieben an seiner Achselhöhle. »Riecht nach Männlichkeit.«

»Toxische Männlichkeit«, antworte ich. »Und toxischer Körpergeruch. Was für eine Kombination. Kein Wunder, dass deine Verehrerinnen uns die Tür einrennen. Ach, halt, das war ja nur Jamie – außer, es ist noch jemand da draußen?« Mit großer Geste reiße ich die Haustür wieder auf und stoße sie dabei Jamie in den Rücken, der nach vorn stolpert und mir einen bösen Blick zuwirft. Ich strecke den Kopf nach draußen und tue so, als würde ich mich umsehen, wodurch der Bewegungsmelder erneut die Klingel auslöst.

»Nope, nur ein Waschbär.« Ich werfe die Tür wieder ins Schloss und sehe Jamie an. »Wahrscheinlich hat euch beide der Geruch von Eau de Müll angelockt?«

Da Jamie schon unzählige Streitereien zwischen den Miligan-Geschwistern miterlebt hat, ist er klug genug, sich nicht einzumischen.

»Wie auch immer, Jungfrau«, sagt Sawyer mit seiner herablassenden Großer-Bruder-Stimme.

Ich kann Jamie nicht in die Augen sehen. Obwohl es mir natürlich egal ist, was er von mir oder meinem Sexleben hält, glühen meine Wangen. Aber dagegenzuhalten, wäre nur noch peinlicher – *Ehrlich gesagt, hatte ich schon eine Menge Sex! Mit meinem Freund! Kyle!* –, und außerdem bin ich gar nicht mehr mit Kyle zusammen, also halte ich den Mund und zeige ihm den Mittelfinger. Er mir ebenfalls. Eine ganze Weile stehen wir so voreinander und warten, dass der andere aufgibt. Wie immer mit meinem Bruder geht es um Willensstärke, nicht um körperliche Kraft.

»Du bist so eine Zeitverschwendung«, sage ich zu Sawyer und gehe mit erhobenem Mittelfinger die Treppe hinauf.

»Was du nicht sagst«, entgegnet Sawyer.

Ich bin schon halb oben, halte aber weiter den Mittelfinger über das Geländer, als über mir eine tiefe Stimme ertönt: »Sawyer.«

Alarmiert blicken wir alle hoch zum Treppenabsatz. Dort steht unser Stiefvater Victor. Selbst mit zerzausten Haaren, in seinem alten Gators-Shirt und der karierten Pyjamahose ist er eine beeindruckende Erscheinung. »Es ist unter der Woche«, sagt er. »Deine Mutter und ich müssen morgen arbeiten. Und die ganze Zeit höre ich die Klingel losgehen.«

»Das war ich nicht«, sagt Sawyer. »Das war Blair.«

Ich gehe die Treppe rückwärts wieder hinunter und sehe kurz zu Jamie. Am liebsten würde ich mich aus der Sache raushalten, aber Jamie soll auch nicht mitbekommen, wie ich meinen Bruder in die Pfanne haue. »Er hat recht. Das war ich. Tut mir leid.«

Victor lässt meinen Bruder nicht aus den Augen. »Ich finde trotzdem, dass es ein bisschen spät für Besuch ist.«

Ich halte den Mund, weil ich ihn nicht verärgern will. Auf mich ist Victor viel seltener wütend als auf Sawyer – zwischen den beiden knallt es ziemlich oft –, aber wenn ich nicht aufpasse, gerate ich versehentlich schon mal zwischen die Fronten. Nach allem, was heute Abend passiert ist, will ich das nicht riskieren.

»Entschuldigung, Sir«, sagt Jamie ziemlich steif und genau im selben Moment, in dem Sawyer antwortet: »Na gut. Dann gehen wir eben.«

Da erscheint Mom hinter Victor. »Sawyer«, seufzt sie in diesem halbherzig beschwichtigenden Tonfall, den sie sich extra für diese Streitereien zugelegt hat.

»Es ist spät«, sagt Victor, eindeutig *nicht* beschwichtigend.

»Ich finde, ich bin ein bisschen zu alt, um mir Vorschriften machen zu lassen«, gibt Sawyer zurück.

»Nicht solange du in unserem Haus wohnst«, sagt Victor.

»Zum Glück tue ich das ja nicht mehr.«

Ich verdrehe die Augen. Ein Jahr im Studierendenwohnheim, das unsere Eltern bezahlen, und plötzlich ist er Mr Unabhängig? Hallo?

»Goose«, flüstere ich, auch wenn ich weiß, dass es sinnlos ist. Der Hund drückt sich schützend an die Beine meines Bruders und wird nicht von Sawyers Seite weichen, ehe sich die Haustür hinter ihm schließt.

Und sie wird sich schließen. Sawyer hat sich noch nie von Victor einschüchtern lassen, geschweige denn von dem Satz »In meinem Haus bestimme ich«. Er hat ein Rückgrat aus Stahl. Noch etwas, das er sich aus dem Genpool geschnappt hat, bevor ich eine Chance dazu hatte.

»Wo willst du hin?«, fragt Victor, als Sawyer sich seine Schlüssel aus dem Schälchen neben der Tür schnappt.

Mein Bruder ignoriert ihn und wirft mir einen vernichtenden Blick zu. »Danke für deine tolle Unterstützung. Mal wieder«, zischt er.

Kurz habe ich ein schlechtes Gewissen, aber was soll ich denn tun? Sawyer ist seit gerade einmal fünf Stunden aus Tallahassee zurück und schon hat er Victor auf die Palme gebracht. Ich kann heute Abend echt nicht noch mehr Stress gebrauchen, zumal Sawyer noch ein paar Tage bleibt, bevor er wieder abhaut. Denn trotz aller Auseinandersetzungen mit unseren Eltern war er sofort damit einverstanden, auf dem College die Extra-Kurse in den Sommersemesterferien zu belegen, um schnellstmöglich alle Credits zu sammeln und den Abschluss zu machen. Überraschend für jemanden, dessen Lieblingsbeschäftigung es ist, andere zu provozieren.

Wie zum Beispiel jetzt: Als Sawyer die Tür aufstößt und hinausgeht, bimmelt erneut die Türklingel, als würde er Victor den Mittelfinger zeigen.

»Mach's gut, Blair«, sagt Jamie.

»Bye, Jamie.« Als er Sawyer nach draußen folgt, lehne ich mich aus der Haustür und schiebe noch schnell hinterher: »Hey, tust du mir einen Gefallen? Wenn du mich auf dem Campus siehst, ignoriere mich einfach.«

Jamie lacht, zieht eine Augenbraue hoch und schlendert rückwärts die Auffahrt hinunter. »Dito.«

Zwei

Oben auf dem Treppenabsatz stehen Mom und Victor und unterhalten sich leise.

»Sorry«, sage ich, sofort bemüht, die Wogen zu glätten.

»Das war wirklich ich.«

Victor schüttelt den Kopf und winkt ab. Er wendet sich schon zum Gehen, dreht sich dann aber noch mal um. »Blair, halte dich an der Uni von ihm fern.«

»Von Jamie?«, frage ich lachend. »Das brauchst du mir nicht zu sagen.« Als ob Jamie und ich überhaupt einen Grund hätten, uns auf dem Campus auch nur über den Weg zu laufen.

Victor nickt, dann verschwindet er im Schlafzimmer. Sawyer mag sich mit unserem Stiefvater angelegt haben, aber Jamie hängt einfach immer mit drin. Schlechter Einfluss auf meinen Bruder.

Mom sieht Victor hinterher, und die Anspannung von der Streiterei steht ihr deutlich ins Gesicht geschrieben, als sie die Arme vor ihrem zierlichen Körper verschränkt.

Wir könnten kaum gegensätzlicher aussehen. Ich bin zwar genauso groß wie sie, aber Mom hat den zarten Körperbau einer Ballerina, während meine Statur eher dafür geeignet ist, Heuballen zu stapeln und Kühe zu melken. (Aber wem will ich etwas vormachen? Ich bin allergisch gegen Heu und wahr-

scheinlich auch gegen Kühe, das musste ich aber glücklicherweise noch nicht auf die Probe stellen.)

Mein ganzes Leben lang habe ich mich neben Mom und Sawyer wie ein Fremdkörper gefühlt. Beide haben dunkles Haar und gebräunte Haut, ich hingegen bin blond und so blass, dass ich an Hals und Wangen rote Flecken bekomme, wenn ich nervös werde. Dann sehe ich aus wie ein Bauernkind mit Fieber.

Vielleicht mochte ich Victor deshalb von Beginn an so gern. Er hat blondes Haar und helle Haut wie mein Vater – meine Mutter steht offenbar auf einen bestimmten Typ –, durch ihn passe ich wieder in unsere Familienfotos.

Sawyer hatte nie das Gefühl, irgendwo nicht hineinzupassen. Vermutlich hat mein Bruder unseren Stiefvater deshalb in den letzten sieben Jahren immer wie einen lästigen Gast behandelt. Und egal, wie sehr sich Victor auch bemüht – und er gibt wirklich sein Bestes –, er bekommt Sawyer einfach nicht in den Griff.

Ich glaube, Mom hofft noch immer, dass die beiden sich irgendwann vertragen, aber diesen Traum habe ich schon lange aufgegeben. Und mit jedem Jahr, das ich mich um Victors Anerkennung bemüht habe, anstatt wie Sawyer gegen alles aufzubegehren, verrottete die Beziehung zu meinem Bruder wie ein Kürbis nach Halloween.

Trotz unzähliger heftiger Diskussionen kann ich immer noch nicht verstehen, was Sawyer gegen Victor hat. Schließlich glänzt Dad durch Abwesenheit – an Geburtstagen genauso wie bei Schulabschlüssen. Nicht einmal, als ich in der zehnten Klasse nach einem anaphylaktischen Schock ins Krankenhaus musste, ist er gekommen. Victor war bei jedem wichtigen Ereignis, jeder Verletzung für uns da, für mich *und* für Sawyer.

Unser Vater ist für uns mittlerweile kaum mehr als ein anonym-
er Samenspender.

»Ich hab gar nicht so früh mit dir gerechnet. Du warst doch
mit Starr unterwegs.« Mom beugt sich vor, um mich auf die
Schläfe zu küssen. »Ich dachte, ihr würdet länger wegbleiben.«

Das erinnert mich schlagartig daran, dass ich deutlich grö-
ßere Probleme habe. Ich muss dringend ein neues Zimmer fin-
den und das innerhalb einer Woche.

Am liebsten würde ich mich einfach in Mums Arme werfen
und ihr die Lösung überlassen – sie weiß immer, was zu tun
ist. Aber meine Kurse bei Stone & Spiral stehen auf dem Spiel,
darum muss ich meine Eltern hier unbedingt außen vor lassen.
Was auch immer ich am Ende tun werde, ich muss selbst eine
Lösung finden. »Nein«, stoße ich hervor. »Kurzer Abend.«

Mom schnalzt mit der Zunge. »So kurz nun auch wieder
nicht. Vergiss nicht, dass du mir morgen früh beim Flohmarkt
helfen musst.«

Ich kratze mich an den Armen, die vom Feld und der auf-
kommenden Panik jucken. »Klar.«

»Und dann müssen wir uns um deine Packliste küm-
mern«, sagt sie. »Was hast du da?«

Schnell verschränke ich die Arme. »Nichts. Nur Allergie. Ist
schon gut.«

Mom seufzt. »Nicht kratzen ...«

»Ich weiß.«

»Das gibt Narben ...«

»Ich weiß, ich weiß. Tut mir leid. Ich hole mir ein Kühlpad
und gehe gleich ins Bett. Versprochen.«

Sie nickt, doch sobald sie gegangen ist, kratze ich mich wie-
der und verschwinde in meinem Zimmer. Narben sind mo-
mentan meine geringste Sorge.

Ich schließe die Tür und sehe mich in meinem Zimmer um. Ein Großteil der Sachen ist bereits für den Umzug gepackt, aber mein Bücherregal mit den Miniatur-Tonfiguren ist noch unberührt. Ich stelle mir vor, was ich alles an neuen Kunstwerken in diesem Sommer schaffen möchte. Bei der Vorstellung, dass ich diese Chance jetzt verlieren könnte, bricht mir der kalte Schweiß aus.

Meine Mutter und Victor davon zu überzeugen, mir einen Sommerkurs in einem Bildhaueratelier zu bezahlen, war schwieriger als jede Prüfung, als mein Abschlussprojekt fertigzustellen oder in den Vorbereitungskurs für angehende Informatikstudierende an der Central Florida State University aufgenommen zu werden. Alles nur, damit ich weiter Kunst machen kann. Das ist das Einzige, das mich für ein paar Stunden von dem chronischen Engegefühl in meiner Brust befreit.

Ich bin nicht Deonne Tran – ich schaffe keine bedeutungsvolle Kunst. Aber jede Miniaturskulptur nimmt eine Last von mir und schafft mir ein wenig Luft zum Atmen. Meine Reihe »Gespenst im Bad« – ein Gespenst mit rosa Wangen in einem Schaumbad, das mit einer winzigen Zahnbürste in der Hand in einen leeren Spiegel schaut. Die Nachbildungen berühmter Skulpturen – meine Miniaturadaptionen von Michelangelos *David*, Anna Gillespies *Let It Rain* und Tony Craggs *Paradosso*. Die Gummibärchen, bei denen ich mit Harzresten von Leni experimentiert habe, die damit ihren Schreibtisch übergossen hatte, weil er rosa glänzen sollte. (Dabei hat sie einen Schreibtisch von Pottery Barn ruiniert, für den ihre Eltern Tausende Dollar bezahlt haben. Eigentlich hätte ihr das ein Jahrzehnt Hausarrest einbringen müssen, aber Lenis Eltern halten nicht viel von Disziplinarmaßnahmen. Hätte ich ein derart teures

Möbelstück zerstört, hätten meine Eltern mich zur Adoption freigegeben.)

Ich denke an Leni und ihr verwirrendes Schweigen vorhin im Auto. Leni, die mir überhaupt erst geholfen hat, mich bei Stone & Spiral zu bewerben, und mich für das Gespräch mit meinen Eltern gecoacht hat. Immer wieder hat sie es mit mir geprobt, bis ich den Mut fand, das Thema eines Abends beim Essen anzusprechen.

Ist es möglich, dass sie auf einmal tatsächlich nicht mehr mit mir zusammenwohnen will? Einfach so? Starr ist ziemlich dominant. Kann ich mir sicher sein, dass Leni ihrer Meinung ist, wenn sie im Auto kein Wort gesagt hat? Ist das möglicherweise nur Starrs Ding, und Leni sitzt zwischen den Stühlen?

Nachdenklich öffne ich meine Nachrichten. Unsere letzten Chats kamen mir ganz normal vor. Ich muss es wenigstens versuchen.

ICH

*Findest du das wirklich? Willst du echt nicht,
dass ich mit euch zusammenziehe?*

Nach ein paar Minuten ist noch nicht mal die Blase mit den drei Punkten erschienen, deswegen tippe ich erneut.

ICH

*Ich kann einfach nicht fassen, dass du noch
nicht mal mit mir reden willst. Starr
behauptet, dass wir danach immer noch
Freundinnen wären?*

Wie soll das gehen?

Endlich ploppt die Blase mit den Punkten auf, und vor Aufregung krampft sich mein Magen zusammen. Zitternd warte ich, während die Punkte verschwinden, kurz noch einmal auftauchen, dann wieder weg sind. Schließlich kommt die Nachricht.

LENI

*Ich glaube wirklich, dass es das Beste ist.
Natürlich bleiben wir Freundinnen, aber ich
verstehe, wenn du momentan wütend auf uns
bist. Du hast jedes Recht dazu. Aber wir
wollten nicht, dass du dich gedisst fühlst oder
meinst, dich ständig um alles kümmern zu
müssen, oder dass wir uns auf die Nerven
gehen.*

Ich starre auf Lenis Nachricht. Ich habe jedes Recht, wütend auf sie zu sein? Ähm, im Ernst?

Sie haben mir keine Zeit gelassen, eine neue Unterkunft zu finden, und sie kennen meine Eltern. Sie wissen, was für mich auf dem Spiel steht – wie wichtig mir der Sommerkurs bei Stone & Spiral ist und dass ich dabei auf die Großzügigkeit meiner Eltern angewiesen bin.

Mit dem Display nach unten lege ich das Handy auf den Schreibtisch. Ich kann jetzt nicht an sie oder meinen Schmerz denken. Ich muss mich konzentrieren.

Ich öffne meinen Laptop, rufe die Wohnangebote der Uni auf und klicke auf den Reiter »WG-Zimmer«.

Es wird Zeit, dass ich eine neue Bleibe finde.

...

In den nächsten zwei Stunden reinige ich meine gereizte Haut, kühle die Striemen und scrolle durch unzählige Zimmeranzeigen. Ich habe insgesamt vier für das Sommersemester gefunden, auf eine davon habe ich bereits eine Antwort erhalten: *Tut mir leid, schon vergeben. Habe vergessen, die Anzeige zu löschen.*

Danach breche ich kurz zusammen und plündere meinen Geheimvorrat an Naschkram. Als meine Zunge halb taub ist von einem sauren Regenbogenstreifen, rutschen die obligatorischen Werbebanner nach unten, weil oben auf der Seite ein neuer Beitrag aufplopt.

Eine Zimmeranzeige für University Green Housing, UGH abgekürzt, das meiner Recherche zufolge das schlechteste der campusnahen Apartmenthäuser ist. Es liegt am weitesten von der Uni entfernt und ist mit einem Shuttlebus angeschlossen, der nur alle dreißig Minuten fährt – oft mit Verspätung. Das ist ein Problem.

Da das Haus, in dem ich eigentlich wohnen sollte, nur wenige Gehminuten vom Campus entfernt ist, wollen Mom und Victor mir keinen Parkausweis für den Uniparkplatz bezahlen. Dennoch klicke ich auf die Anzeige. Das Zimmer ist so unglaublich günstig, dass ich es mir nicht erlauben kann, nicht wenigstens einen Blick darauf zu werfen.

Die Fotos machen einen trostlosen Eindruck. Brauner Teppich, vergilbtes Linoleum in der Küche, grüne Arbeitsplatten und eine durchgesessene graue Sitzgruppe im Wohnzimmer. Die Wohnung liegt im Erdgeschoss und zumindest gibt es eine umzäunte Terrasse mit bunt zusammengewürfelten Plastikstühlen. Das Zimmer sieht sauber aus, eine fleckenfreie Matratze, das übliche Mobiliar. Keine komplette Bruchbude also, aber typisch für das UGH.

Ich scrolle nach unten.

Suchen Mitbewohner*in für Fünfer-WG

(in einem Zimmer wohnt ein Paar)!

2 Bäder, 4 Zimmer. Meist sauber,

miese Klimaanlage, GÜNSTIG!!!!

Wir nehmen so ziemlich jeden! Wir haben vergessen, unsere Anzeige rechtzeitig zu schalten, lol!

Bitte keine Rassist*innen, Homophoben, Waffenbesitzer*innen oder angehende Serienmörder*innen oder erfahrene Serienmörder*innen. Keine Serienmörder*innen jeglicher Art.

Schreib Felicity unter 407-555-7 274!

Das ist die unattraktivste Anzeige, die ich je gelesen habe. Als würden sie eigentlich gar keine neue Mitbewohnerin haben wollen – *wir brauchen dich, aber die Wohnung ist scheiße!*

Doch je verzweifelter, umso besser. Alle Zimmer sind längst weg. Als ich vorhin mit der Suche angefangen habe, wusste ich, dass nur noch Restbestände zu haben sind.

Ich schreibe mir die Nummer auf und schicke eine Nachricht.

ICH

Hallo Felicity! Ich bin Blair. Habe deine Anzeige gesehen und bin an dem Zimmer interessiert. Können wir morgen mal telefonieren?

Ich rechne nicht vor morgen früh mit einer Antwort, aber noch bevor ich vom Stuhl aufstehen kann, vibriert mein Handy.

(407) 555-7 274

Wir könnten jetzt, wenn du kannst, lol

Im Ernst

Ich starre auf die Nachricht, dann auf die Uhrzeit. 1:17 Uhr.
Wieder blicke ich auf die Nachricht.

(407) 555-7 274

*Oder wir können zu einer ganz normalen
Uhrzeit telefonieren, wenn du eine ganz
normale Person bist, lol*

*Ich dachte nur, jemand, der auf unsere
Anzeige antwortet, kann nicht normal sein*

ICH

Ich kann jetzt

Ich tippe gerade *Ich rufe dich gleich an*, als mein Telefon zu vibrieren beginnt und ein FaceTime-Anruf eingeht. Etwas überumpelt nehme ich ihn an. Auf der anderen Seite ertönt lauter Lärm, und zwei Gesichter erscheinen auf dem Display – eine große Schwarze Frau mit langen lockigen Haaren und eine kleinere weiße mit blonden Space Buns.

Hastig versuche ich, die Lautstärke herunterzuschalten, während ich verzweifelt nach meinen In-Ear-Kopfhörern suche. Es ist zwar unwahrscheinlich, dass meine Eltern durch

zwei geschlossene Türen hindurch von dem Lärm wach werden, aber ich möchte kein Risiko eingehen.

»Hallo«, raune ich atemlos. »Sorry. Eine Sekunde. Ich hab nicht damit gerechnet ...« Ich verstumme, als ich die Ohrhörer am Ladegerät entdecke.

»... ruf morgen zurück«, sagt die Schwarze Frau mit einem zweifelnden Stirnrunzeln, während ich mir einen Stöpsel ins Ohr stopfe und der Ton umschaltet.

»Nope, alles gut!«, erwidere ich übertrieben laut. Nervös blinke ich zur Tür und lausche mit einem Ohr auf Geräusche aus dem Elternschlafzimmer. »Tut mir leid, ich war nicht vorbereitet.«

»O mein Gott, alles gut!«, quietscht die andere, und das Geräusch ist so ohrenbetäubend laut, dass ich zusammenzucke. »Ich bin Mikey! Ich hab die Anzeige geschrieben!« Das menschliche Äquivalent eines Ausrufezeichens.

Im Hintergrund sagt jemand: »Roll for Initiative«, gefolgt von Jubelrufen.

»Das ist Liss!«, erklärt Mikey über den Lärm hinweg und schwenkt die Kamera auf die andere.

»Felicity«, korrigiert diese, wirft Mikey aber einen liebevollen Blick zu. »Die dir geschrieben hat.«

»Das war wohl eher eine Gemeinschaftsnachricht«, wirft Mikey ein.

»War es nicht«, widerspricht Felicity. Dann fügt sie hinzu: »Sorry, wenn es etwas laut ist. Andres veranstaltet einen Dungeons & Dragons-Abend, und der geht etwas länger.«

»Das ist Andres.« Mikey richtet die Kamera auf den Küchentisch, um den sich fünf Personen drängen. Ein Typ ist aufgestanden und unterhält die anderen wild gestikulierend mit einer Geschichte.

»Er hat gerade eine Zwanzig gewürfelt«, erklärt Mikey.
»Deshalb ist er ziemlich beschäftigt.«

»Verstehe«, flüstere ich zurück. Das ist also Andres – groß und muskulös, gebräunte Haut und dunkle, wilde Locken. Er sieht aus, als würde er sich sehr gut in einem Football-Trikot machen.

Als Mikey die Kamera wieder zurückschwenkt, bekomme ich einen besseren Eindruck von dem Raum, der als Ess- und Wohnzimmer zugleich dient. Zwischen das Sofa und die kleine Küche, die ich durch die Durchreiche sehen kann, ist ein Tisch gequetscht. Es wirkt alles recht sauber, auch wenn das bei den tristen Grün-, Grau- und Brauntönen schwer zu sagen ist.

Mikey geht zur Sitzecke und lässt sich aufs Sofa fallen.

»Also, Andres wohnt hier«, sagt Mikey, »und Liss und ich teilen uns ein Zimmer. Wir sind ein Paar; ich weiß nicht, ob das in der Anzeige stand.«

»Ja.« Ich nicke schnell, um zu signalisieren, dass ich cool bin und überhaupt nicht homophob. Hier, unter diesen Fremden, genieße ich nicht das Privileg, die beste Freundin von Leni Feldman zu sein, an deren Auto eine LGBTQ*-Flagge weht. Und die sich außerdem während ihrer dreijährigen Präsidentschaft der Gay-Straight-Alliance für die Umbenennung in Gender & Sexualities-Alliance eingesetzt hat. Natürlich waren Starr und ich Mitglieder.

Trotzdem bin ich etwas schockiert, dass ein so junges Paar zusammenlebt. Vielleicht liegt das daran, dass ich mir überhaupt nicht vorstellen könnte, mit meinem Ex Kyle zusammenzuwohnen. Bei den meisten »Dates« sind wir kaum vom Rücksitz meines Autos heruntergekommen. Unsere Gespräche drehten sich ausschließlich um die Schule oder darum, wie viel Zeit uns noch blieb, bis wir zu Hause sein mussten. Viel

mehr war da nicht, sehr wenig Romantik und absolut keine Zukunftsplanung. (Wenn meine Eltern gewusst hätten, wie viel Zeit ich auf dem Rücksitz meines Autos mit meinem Freund, dem Kapitän des Debattiertteams und Schatzmeister der Klasse, verbracht habe, hätten sie mich zu lebenslangem Hausarrest verdonnert, bevor sie dann beide einen Herzinfarkt bekommen hätten.)

»Wir haben noch einen vierten Mitbewohner«, fährt Mikey fort, »aber der kommt erst nächste Woche zurück. Er ist super unkompliziert. Du wirst ihn mögen. Falls du das Zimmer haben willst, meine ich. Wir sind alle ziemlich unkompliziert.«

»Und außerdem ziemlich beschäftigt«, fügt Felicity hinzu. »Wir sind nicht oft hier, haben alle den ganzen Tag an der Uni zu tun und jobben nebenher.«

»O ja, geht mir genauso.« Ich möchte von diesen Frauen, die anders als ich ganz offensichtlich keine naiven Erstsemester sind, nicht als Loserin abgestempelt werden. »Ich belege einen Sommerkurs zur Vorbereitung auf mein Hauptfach und an einigen Abenden einen Kunstkurs. Ich ähm ... mache Skulpturen, aber keine Sorge, ich bin nicht chaotisch.«

»Oh, cool! Ich liebe Kunst«, schwärmt Mikey.

Aber Felicity runzelt die Stirn. »Bist du im ersten Semester?«

Ich schlucke nervös. »Ja?«

Draußen wird eine Autotür zugeknallt und kündigt Sawyers Rückkehr an. Er könnte auch durch die Garage hereinkommen, aber er wählt natürlich die Haustür, wodurch der Bewegungsmelder erneut die Klingel auslöst. Sawyers Art, Victor noch mal eins reinzudrücken. Bei der Vorstellung, Victor könnte aufstehen und den Streit von vorhin wieder aufnehmen

men, hämmert mein Herz. Denn dann könnte er bemerken, dass ich auch noch wach bin, und herausfinden, warum.

Für alle Fälle klappe ich den Laptop mit den Zimmeranzeigen zu.

Solange Sawyer an der Uni war, hatte ich fast vergessen, wie anstrengend ihre ständigen Diskussionen sein können. Selbst wenn ich nicht direkt beteiligt bin, muss ich jederzeit befürchten, etwas abzubekommen. Und Sawyer wundert sich, warum ich ihn nie unterstütze.

»Jetzt noch einen Platz im Wohnheim zu finden, ist total schwer«, sagt Mikey mitfühlend, und ich konzentriere mich wieder auf sie. »Es heißt, die Zulassung sei strenger geworden, aber ich schwöre, die Erstsemester werden immer mehr.«

Ich erinnere mich, dass Jamie das Gleiche gesagt hat. Als er an der Uni angenommen wurde, fand er keinen Wohnheimplatz und musste sich erneut bewerben. Ich weiß nicht, wie es ausgegangen ist, aber vermutlich hat es geholfen, dass er sich für das ROTC, das Ausbildungsprogramm der Army am College, eingeschrieben hat.

Immer noch lachhaft, mir ihn in Uniform vorzustellen, wie er angeschrien wird und Befehle entgegennimmt. Neben meinem Bruder ist Jamie der eigensinnigste Mensch, den ich kenne. Er fährt immer noch in diesem beschissenen alten Jeep Wrangler herum, obwohl ihn seit Jahren alle warnen, dass er sich mit der Schrottkarre noch umbringen wird.

Auf Zehenspitzen schleiche ich zum Fenster, ziehe die Vorhänge zur Seite und spähe hinaus. Tatsächlich, da ist er. Er fährt gerade rückwärts aus der Einfahrt raus in dem, was Victor als lebensgefährliche Rostlaube bezeichnet.

»Und könntest du dir vorstellen, hier zu wohnen?«, fragt Felicity mich skeptisch. »Wir sind alle im zweiten Studienjahr.«

»Ja, natürlich«, sage ich abwesend, den Blick weiterhin auf Jamie gerichtet. Eine Hand hat er lässig übers Lenkrad gelegt, den Fuß in den Türrahmen gestützt, die Türen selbst hat er bei der drückenden Sommerhitze herausgenommen.

Dumm. Und total gefährlich.

Auf einmal schaltet er das Fernlicht ein und strahlt mich direkt an. In dem plötzlichen Lichtschwall wird mein Gesicht auf dem Handydisplay kreidebleich. Hektisch lasse ich mich auf den Boden fallen, wobei mir das Handy aus der Hand rutscht.

»Ähm, hallo?«, fragt Felicity.

»Mist, sorry. Sorry, einen Moment ...« Mit hochrotem Kopf krabbele ich über den Boden und hebe das Telefon auf. Warum habe ich das getan? Schließlich weiß ich, dass Jamie nicht in einem langweiligen Kombi in der Einfahrt sitzt. Und es ist mir auch egal!

»Tut mir leid«, sage ich und erschrecke, weil meine Stimme zu laut klingt. Draußen geht das Fernlicht wieder aus, mein Fenster wird dunkel. »Nein, ich hab kein Problem damit, dass ihr im zweiten Studienjahr seid. Solange es euch nichts ausmacht, dass ich im ersten bin.«

Ich weiß nicht, warum ich das sage. Keine Ahnung, ob ich mit ihnen zusammenwohnen möchte! Auf drei meiner Bewerbungen habe ich noch keine Antwort erhalten, und die Zimmer sind schon allein von der Lage her alle um Längen besser als dieses. Mit Jungs im UGH leben? Aber ich war irgendwie abgelenkt, und die Worte sind mir einfach so rausgerutscht.

Ich gehe auf die Knie hoch und wage einen weiteren Blick nach draußen. Jamie ist jetzt ganz aus der Einfahrt herausgefahren. Selbst im Dunkeln kann ich sehen, dass er lächelt, weil er mich erwischt hat. Wie frustrierend, wie unglaublich pein-

lich, hoffentlich begegne ich ihm das ganze Jahr über kein einziges Mal auf dem Campus.

»O ja«, sagt Mikey fröhlich. »Du bist total schräg, also meine Stimme hast du.« Sie reicht Felicity das Telefon, um in eine Tüte Kartoffelchips zu greifen. Das Rascheln ist unangenehm laut in meinen Ohren und lenkt meine Aufmerksamkeit vom Fenster wieder auf das Handy. Ich lasse mich auf den Boden unterhalb der Fensterbank plumpsen, und so langsam weicht die Röte aus meinem Gesicht.

»Du würdest auch für Ted Bundy stimmen, Mikaela«, sagt Felicity ohne jede Ironie. Im Hintergrund passiert etwas im D&D-Spiel, worüber alle laut aufstöhnen.

»Na klar! Stell dir nur vor, wie hart er mich motivieren würde? Er würde sein kleines ›Believe‹-Schild über die Wohnungstür hängen.«

Felicity und ich starren sie an.

Mikey raschelt immer noch mit der Chipstüte und schaut erst auf, als wir nichts sagen. »Was denn?«

»Das ist Ted Lasso«, klärt Felicity sie sanft auf.

»O Shit.« Mikey lacht und präsentiert die halb zerkaute Chips in ihrem Mund. »Wer ist Ted Bundy?«

»Der Serienmörder!«, ruft die Hälfte der Anwesenden quasi im Chor, der D&D-Tisch kann es nicht fassen.

Ich grinse, doch es vergeht mir, als Felicity mir wieder ihre Aufmerksamkeit zuwendet. »Wie kommt es, dass du mit der Suche auch so spät dran bist wie wir?«

Ich schlucke gegen meine trockene Kehle an. Ich kann unmöglich zugeben, dass ich meinen versprochenen WG-Platz aufgrund eines Charakterfehlers verloren habe, den ich noch nicht beheben konnte. Einen Fehler in meiner Programmierung.

Ich fühle mich von ihr durchschaut – sie spürt, dass ich das Zimmer eigentlich nicht wirklich haben will und dass ich das vielleicht ... vielleicht nur gesagt habe, um etwas zu haben. Eine sichere Sache.

»Kurzfristige Planänderung«, höre ich mich antworten, bevor ich die Lüge zurückhalten kann. »Eigentlich wollte ich nicht an den Sommerkursen teilnehmen, aber ihr kennt das bestimmt. Dinge ändern sich.« Mein Herz pocht, meine Handflächen sind kalt und klamm. Mein Shirt klebt an meinem Rücken. Ich bin mir sicher, dass Felicity mit ihrem Instinkt nicht nur eine Serienmörderin entlarven kann, sondern auch eine Lügnerin, besonders eine so schlechte wie mich.

Aber sie lächelt nur. »Na gut«, sagt sie. »Wenn du dabei bist, haben wir wohl unsere neue Mitbewohnerin gefunden.«



Die Sonne brennt gnadenlos vom Himmel und droht, von mir nur flüssige Innereien und eine Plastikpfütze übrig zu lassen, die davor eine Schmuckdose war, von der ich jetzt sicher bin, dass ich sie nicht brauche. Ich schwöre, meine Sohlen haben gezischt, als ich auf den Asphalt getreten bin. Der Parkplatz ist so voll, dass ich mein Auto zum Ausladen in der Feuerwehrzufahrt parken musste. Ich möchte keinen Schritt zu viel gehen und danke allen Göttern, von denen ich je gehört habe, dass die neue Wohnung im Erdgeschoss liegt; Treppen würden mich jetzt umbringen.

Ich bin schon ins Schwitzen geraten, als ich vorhin im UGH-Vermietungsbüro meinen Schlüssel abgeholt habe. Ich war überzeugt, die Polizei würde schon warten und mich in Handschellen abführen, weil sie herausgefunden hat, dass ich Victors Unterschrift gefälscht habe. Der Mietvertrag war per E-Mail gekommen und musste von einem Elternteil als Bürge mitunterzeichnet werden. Glücklicherweise hatte ich noch Victors Einkommensnachweis und Unterschrift aus meinen Beihilfeanträgen. Das war einfacher, als in Moms Aktenschrank nach einer brauchbaren Vorlage von ihr zu suchen.

Aber im Vermietungsbüro saß nur eine junge Frau, die kaum älter war als ich und die mir den Schlüssel nach einem flüchtigen Blick auf meinen Ausweis überreichte. Mit diesem

schließe ich nun die gespenstisch stille Wohnung auf. (Ein weiterer Glücksfall: Niemand ist zu Hause, um mit anzusehen, wie ich schnaufend und schwitzend mein Hab und Gut hereinschleppe.)

Ich finde, das ist das Mindeste, was das Universum für mich tun kann, insbesondere nach den letzten vierundzwanzig Stunden, die dem ganzen Schlamassel noch einmal die Krone aufgesetzt haben.

Eigentlich wollten Leni, Starr und ich heute gemeinsam mit dem Auto zur Uni fahren. Wir hatten unsere Playlists synchronisiert, geplant, an welchen Raststätten wir haltmachen und wo wir zu Mittag essen würden. Es sollte der Auftakt zum Rest unseres Lebens werden, doch obwohl sie beteuerten, dass wir natürlich weiterhin noch Freundinnen seien, musste ich durch Social Media erfahren, dass sie bereits gestern abgereist sind. Ohne mich. Ohne mir auch nur Bescheid zu sagen.

Tatsächlich haben wir seit dem Abend, am dem sie mich aus der WG geworfen haben, kein einziges Mal mehr miteinander gesprochen. Nach einer Woche Sendepause ist mir schmerzlich bewusst geworden, wie klein meine Welt ist, zumal mein Kreis nach der Trennung von Kyle letzten Monat nur noch aus zwei Personen besteht. Bei jedem Handyklingeln springe ich auf und hoffe, meinen besten Freundinnen sei aufgefallen, dass sie mich vergessen haben. Den meisten Kontakt habe ich gerade mit Mikey, einer fast Fremden, die mir ständig Nachrichten schickt, wie sehr sie sich auf meinen Einzug freue. Sie nennt mich »Bee«.

Meine Mutter war bei meiner Abfahrt heute als Einzige da und hatte in der Einfahrt geweint, während Goose unbeeindruckt an seiner Leine zerrte. Ich war kaum hundert Meter gefahren, als mich die Panik überkam und ich am Straßenrand

halten musste. Mit voller Wucht kehrten die Gedanken zurück, die mich schon die ganze Woche gequält hatten. *Was denke ich mir eigentlich dabei? Ich kann doch nicht einfach mit einem Haufen Fremder zusammenziehen! Ich habe keine Ahnung, wie man mit Menschen redet, die nicht Starr oder Leni sind. Das Telefonat mit Felicity und Mikey habe ich nur dank meines Adrenalinhochs überstanden, aber mit ihnen und zwei Jungs zusammenwohnen? Was, wenn ich das Bad von den Jungs benutzen muss, weil Felicity oder Mikey gerade duschen? Was, wenn sie meins benutzen wollen? Was, wenn einer von ihnen eine Frau mit nach Hause bringt? Muss ich mich in meinem Zimmer verstecken, solange ihr Date da ist?*

Was, wenn wir uns hinsetzen und zum Beispiel ein ganz normales Gespräch führen müssen?

Ich brauchte jetzt doppelt so lange, um mich wieder zu beruhigen, wie noch zu Beginn der Woche – bevor ich das Auto gepackt hatte und mein Haus im Rückspiegel verschwinden sah. Als meine Hände endlich aufgehört hatten zu zittern, wandte ich meine bewährte Beruhigungsmethode an: Ich scrollte durch meinen Posteingang und las noch einmal die Willkommens-Mail von Stone & Spiral.

***Vielen Dank für Ihre Anmeldung zum Bildhauer-Workshop
mit Deonne Tran!***

Darum geht es hier – ein letzter Sommer, bevor der Ernst des Lebens beginnt. Ein letzter Sommer, in dem ich mir meinen Traum erfüllen kann, nicht nur bei einer Meisterbildhauerin, sondern bei meinem Idol zu lernen. Der Person, deren Kunst ich mit vierzehn zum ersten Mal sah und dachte: *Das ist Kunst, die ich verstehe. Das ist Kunst, die etwas aussagt.* Die weiße Hand, die sich um ein kleines Haus schließt und von einer zierlichen,

dunkelhäutigen Gestalt mit einem Besen in der Hand abgewehrt wird. Oder der blattlose Baum, an dessen Ästen anatomische Herzen aufgespießt sind, deren Blut unten eine weiche Wolke bildet, auf der ein einziges Herz liegt.

Ich bin keine Amerikanerin der ersten Generation, ich bin nicht Schwarz oder Vietnamesin, und ich habe wahrscheinlich immer noch nicht halb so viel Lebenserfahrung wie Deonne, als sie diese Skulpturen schuf. Mit vierzehn hatte ich noch kein einziges Mal die Schule geschwänzt, war noch nie geküsst worden und hatte noch nie einen ernsthaften Streit mit meinen Eltern gehabt. Ich bin ein weißes Mädchen aus der Vorstadt.

Aber Deonnes Kunst hat mich berührt. Über die Jahre habe ich aufmerksam im Internet verfolgt, wenn sie neue Werke veröffentlichte, die sich mit der Erfahrung von Einwanderern, familiären Erwartungen, der Trauer um den Tod ihres Vaters und der warmen, liebevollen Unterstützung ihrer Mutter befassten. All das fühlte ich, als hätte sie mir in die Brust gegriffen und mein schlagendes Herz berührt. Bei allem Druck hat mir die Kunst ein Gefühl von Hoffnung und Frieden gegeben, das ich noch nie zuvor empfunden hatte. Ich habe nicht gewusst, dass Kunst so etwas bewirken kann.

Um von ihr zu lernen, werde ich das alles ertragen – eine neue Wohnung, neue Mitbewohnerinnen. Ich kann sogar mit dem Chaos umgehen, das ich heute Morgen bei meiner Ankunft in der UGH vorgefunden habe: dem Schuhhaufen neben der Eingangstür, den Geschirrstapeln im Spülbecken und dem Teppich, der wahrscheinlich seit mindestens einem Monat nicht mehr gesaugt worden ist, obwohl man das bei der braunen Farbe nicht erkennen kann.

Hätten Leni und Starr nur einmal mit mir gesprochen, hätte ich vielleicht auch stillschweigend mit *ihrer* Unordnung

fertigwerden können. Aber sie haben mir nicht einmal die Chance dazu gegeben. Bin ich wirklich so schrecklich? Muss ich eine völlig andere Blair werden, damit ich nicht auch aus meiner neuen WG fliege?

Fast bin ich froh, dass es so heiß ist. Ich kann an nichts anderes denken, als dass ich so schnell wie möglich meine Sachen ins Haus schaffen will. Man hat keine Zeit, in Panik zu geraten, wenn man langsam verglüht.

Insgesamt muss ich fünfmal hin und her laufen. Durch das ständige Rein und Raus ist die Luft in der Wohnung, die ohnehin schon warm war, noch stickiger geworden. Ich wische mir mit dem Saum meines T-Shirts durchs Gesicht und schnappe nach Luft. Mein Keuchen könnte Tote wecken, weshalb ich wohl nicht höre, dass jemand kommt. Ich stehe immer noch da und wische mir mit dem feuchten Polyestershirt übers Gesicht, mein Oberkörper und mein schweißnasser BH für alle Welt sichtbar, als eine Stimme brummt: »Was ist das denn für ein Lärm?«

Mit einem Aufschrei lasse ich mein Shirt los, taumele rückwärts und stolpere dabei über einen Karton. Ich rudere wild mit den Armen, stoße mir an der Wand den Ellbogen und lande eingequetscht auf dem Boden. Meine Beine hängen über dem Karton, ein Flip-Flop ist weg, der andere baumelt wie eine Weihnachtsbaumkugel an meinen Zehen.

Ich schließe fest die Augen.

»Heilige Scheiße.«

»Alles ... alles okay«, bringe ich hervor, während er im selben Moment sagt: »Du hast gerade ein Loch in die Wand gemacht.«

Erschrocken sehe ich nach oben. Tatsächlich ist in der Rigipswand eine ellbogenförmige Delle.

Ich verziehe das Gesicht. »Das tut mir total leid. Du hast mich erschreckt.« Ich versuche, mich aufzurichten, und ziehe die Beine von dem Karton. »Ich dachte, es wäre niemand zu Hause.«

Doch als ich mich aufsetze, erstarre ich. Der Typ steht jetzt vor mir und streicht sich über das kurze braune Haar, dann sieht er mein Gesicht und ein entsetzter Ausdruck tritt in seine haselnussbraunen Augen.

Vermutlich sehe ich ihn genauso an. Mit dieser Art von Klarheit, die man nur hat, wenn man jemanden wiedererkennt.

Denn niemand anders als Jamie Atwater ist gerade aus dem dunklen Flur in das sonnendurchflutete Wohnzimmer getreten.

...

Zum ersten Mal begegnete ich Jamie mit elf. Mom und Victor hatten gerade ihre Verlobung bekannt gegeben, woraufhin Sawyer mit der Faust seine Zimmerwand durchschlug. Das brachte das Fass zum Überlaufen, und Victor überzeugte Mom, Sawyer bei einem Antiaggressionstraining anzumelden. So etwas hätten wir uns niemals leisten können, bevor Victor in unser Leben getreten war. Meine Mutter war der Ansicht, in einer Gruppentherapie könne Sawyer Strategien lernen, mit seiner Wut umzugehen, und wäre ihr nicht hilflos ausgeliefert. (Vor der Therapie bestand seine einzige Strategie darin zu schreien, Sachen zu zerschlagen und sich dann in seinem Kleiderschrank zu verstecken. Mein Bruder ist der einzige Mensch auf der Welt, der kleine Räume beruhigend findet.)

Nach wenigen Wochen erzählte Sawyer von einem neuen Freund, den er in der Therapiegruppe kennengelernt hatte.